

Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es ist heute meine Aufgabe, die Aufsatzsammlung dieses neuen Jahrbuches mit dem Thema „Grenzen und Übergänge“ zusammenzuführen.

Wenn man die nachfolgenden Artikel liest, merkt man, wie unterschiedlich das Thema von den jeweiligen Autorinnen behandelt wird – unterschiedlich durch ihren jeweiligen Kontext, unterschiedlich auch durch den jeweiligen Blickwinkel. Aber am Ende findet man – wenn auch nicht ausdrücklich benannt – Gemeinsames, auf das ich noch zu sprechen kommen werde.

Teresa Leonhardmair folgt in ihrem Beitrag der Philosophie B. Waldenfels'. Sie zeigt die Notwendigkeit auf, einerseits Musiktherapie und musiche Bildung von einander zu unterscheiden, andererseits die sehr ähnlichen künstlerischen Therapien zu differenzieren.

Sie ist der Auffassung, dass sich diese Notwendigkeit aus der Behandlung von unterschiedlichen Behinderungen bzw. Krankheitsbildern ergibt.

Durch einen Exkurs über die Phänomenologie des Fremden, wie sie von Bernhard Waldenfels entwickelt wurde, schließt sie weitere Gedanken zur Entwicklung von Eigenem an und folgert, dass die Definition des Eigenen nicht als ein sich Abschließen vor dem Fremden betrachtet werden kann, sondern dass zwischen beiden ein kreativer Dialog entstehen sollte.

Ruth Lieserts Artikel ist die Fall-Beschreibung einer Musik-imaginativen Schmerzbehandlung. Diese Methode zielt darauf ab, dass Schmerzpatienten durch das Dirigieren von improvisierten Musikstücken eigene musikalische Ausdrucksformen finden – sowohl für den Schmerz, an dem sie leiden, als auch für die erhoffte Linderung. Die Erfahrung zeigt, dass der Schmerz einerseits als Schutzfunktion zwischen dem Selbst und dem Objekt fungieren kann, drückt aber andererseits – trotz des Wunsches nach Nähe – Angst vor dem verschlingenden Anderen aus. Die Musik-imaginative Schmerzbehandlung kann man – so Liesert – als Selbstobjektfunktion für die Patientin sehen. „Hinreichend gute Selbstobjekterfahrungen sind Voraussetzung für eine gesunde Konstituierung des Selbst“, schreibt sie. Und im weiteren Verlauf: „Die Musik hat höheren Symbolgehalt als die Schmerzen. Sie kann zu einer schrittweisen Distanzierung befähigen, die die Bearbeitung der bio-psycho-sozialen Faktoren des Schmerzes ermöglichen.“

Christiane Trost geht der Frage nach, wie es kommt, dass Menschen sich für Horror in Filmen oder Büchern begeistern können bzw. wie es kommt, dass während

des Hörens von Musik Bilder von Horrorszenarien auftauchen. Dazu untersucht sie zunächst hirnpsychologische Zusammenhänge von Emotionen, Empfindungen, somatischen Reaktionen und inneren Bildern und meint, dass in all diesen Bereichen Grenzerfahrungen eine Rolle spielen, nämlich moralische, emotionale oder Grenzerfahrungen des Bewusstseins. Im Weiteren untersucht sie verschiedene Ansichten über das Verstehen von Musik aus der musikwissenschaftlichen Literatur und kommt zu dem Ergebnis: „Es gibt den Fall, dass Musik leicht kognitiv überhöht und für „verstanden“ erklärt wird. Das tritt auf, wenn sie den subjektiven Charakter von Eindeutigkeit trägt (Behne 1993, 147f.), faktisch bleibt Musik jedoch mehrdeutig. Das objektive Verstehen von Musik kann es nicht geben...“ Und weiter schreibt sie: Das Verstehen wird ein Prozess bleiben, ein dialogisches Sein zwischen Außen und Innen, ein Fluss der Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart, Zukünftigem – mit einem Blick auf die Unschärferelation: In dem Moment, wo man ein gewisses Detail ins Auge fasst, wird der Rest einen Teil seiner Gültigkeit verlieren.“

In dem folgenden Beitrag über eine Gruppentherapie, deren Zentralperson eine türkische Migrantin ist, hält Barbara Dehm-Gauwerky Grenzüberschreitungen zwischen den Kulturen für notwendig, damit die Patientin in beiden Kulturen einen Ausdruck für Eigenes finden kann.

In einem theoretischen Teil stellt die Autorin die projektiven Identifizierungen mit der daraus folgenden bewusstseinsbildenden Metaphorisierung den exzessiven projektiven Identifizierungen gegenüber, die einen gewaltsamen, omnipotenten Angriff auf das Objekt darstellen, und sie schließt daraus, dass das Fehlen eines „gemeinsamen, kulturell bestimmten Repertoires in der Migration, das ja die Voraussetzung für die Metaphorisierung ist, eine interkulturelle Verständigungsgrenze errichten und einen Mechanismus der Gewalt aufgrund exzessiver projektiver Identifizierungen in Gang setzen oder aufrecht erhalten kann.“

Mit Hilfe des von Melanie Klein postulierten und von W. R. Bion weiterentwickelten Modells der projektiven Identifizierung kann die vielfache Vernetzung der Patientin zu ihrer Umgebung verstanden werden. Die Autorin führt die LeserInnen durch diese vielfältigen Verstrickungen der Patientin, die letztlich durch verschiedene gelungene Transformationsprozesse verändert werden konnten.

Gudrun Bassarakas persönliche Erfahrungen mit der Berliner Mauer und der Grenze der DDR in den Zeiten des kalten Krieges sind Auslöser für ihre Untersuchung von Systemgrenzen unterschiedlicher Systeme, der biologischen, psychischen und gesellschaftlichen Systeme. Sie sagt: „An Systemgrenzen finden funktionale Prozesse statt, welche die System-Umwelt-Differenz regulieren“ und weiter schreibt sie: „Unter einem System kann ein von seiner Umwelt abgegrenztes Gebilde, das aus Elementen und ihren Beziehungen besteht, verstanden werden. Die Funktion eines Systems ist zunächst die Verminderung von Komplexität bei gleichzeitigem Aufbau einer qualitativ anderen Komplexität.“

Als Beispiel für systemisch integrative Arbeit beschreibt die Autorin den Verlauf einer Musiktherapie mit einem 12jährigen Jungen.

Barbara Irle stellt eine Fallstudie einer musiktherapeutischen Gruppe mit vier 14jährigen Schülern einer Förderschule für geistig behinderte Kinder und Jugendliche vor. Die Jugendlichen drücken ihre Allmachtswünsche aber auch ihre Ohnmachtsgefühle musikalisch aus. Die Leser können mitverfolgen, wie ihre anfänglichen sozialen Defizite und ihre Beziehungslosigkeit sich allmählich verändern. Es ist gut nachzuvollziehen, wie im therapeutischen Prozess die gewonnene Akzeptanz des Eigenen zur Wahrnehmung des Anderen und zur Beziehungsfähigkeit führt. Die Autorin untermauert die Vorgänge mit Aspekten aus dem Bereich psychoanalytischer Theorien und reflektiert die morphologischen Behandlungsschritte.

Als Letzte kommt Susanne Metzner zu Wort, angeregt durch B. Waldenfels hat sie das Anliegen, Grenzen als Schwellenerfahrungen zu sehen. Grenzen „schaffen eine Situation in zeitlicher und räumlicher Struktur, eine Situation davor und danach, davor und dahinter...“ während Schwellen die Möglichkeit der Überschreitung oder gar Entgrenzung implizieren. Insofern ist für die Autorin „Therapie als eine Arbeit an der Überschreitung zu verstehen“, und sie rückt hiermit die Musiktherapie in das Umfeld von Kunst, Kulturwissenschaft und Philosophie. Für ihre nachfolgende Beschäftigung mit Kunstwerken hat sie Beispiele aus den Bereichen Bildende Kunst, Musik und Poesie gewählt. Ihren Beitrag schließt sie mit folgenden Worten:

„Wer über Schwellen schreibt, kann nicht konkret werden. Die Übertragbarkeit einer Schwellenerfahrung auf eine andere ist ungewiss, und eine methodische Umsetzung der Erkenntnisse darf bezweifelt werden. Das Thema ist unabschließbar.“

Nun habe ich mir die Mühe gemacht, aus den jeweiligen Arbeiten die für mich wichtigsten „Grenzzusammenhänge“ (welch Wort!) zusammenzustellen. Der Grenzbegriff, der ja in seiner Konnotation eine gewisse Härte impliziert, wird in allen Artikeln gemildert: Grenzen sind zwar notwendig und daher wünschenswert, werden aber gleichzeitig fließend bzw. beweglich oder durchlässig dargestellt. Das Eine vom Anderen abzugrenzen dient lediglich dazu, die Unterschiede von Beiden zu würdigen mit der Zuversicht, dass beide nun in einen Austausch kommen können. Ferner ist der Ort, an dem dieser Austausch geschehen kann (der Zwischenraum) von großem Interesse.

Eine Form der Grenzziehung – das Erkennen von Eigenem – schafft Beziehung zum Anderen. Aber die Möglichkeit der Differenzierung oder Konturierung geschieht durch positiven zugewandten Dialog und positive Identifizierung.

Grenzen schaffen Verbindungen. Grenzüberschreitungen sind angestrebt als Transformation – Verwandlungen. Und schließlich: Der Grenzbegriff wird aufgehoben – es gibt Schwellen und diese können auf vielfältige und künstlerische Weise überschritten werden.

Über diese subjektive Zusammenfassung von Grenz-Auffassungen hinaus möchte ich Sie einladen, die sehr vielfältigen Artikel zu lesen und dabei – das ist ja unser Anliegen – die Kunst, die Musik und die Musiktherapie im Auge zu behalten. Ich hoffe, dass ich Sie durch meinen „Grenz-Extrakt“ auf die folgenden Aufsätze so neugierig gemacht habe, dass Sie beim Lesen der Artikel Ihre eigenen Folgerungen entwickeln werden. Unser Wunsch ist es, mit diesem vorgelegten Buch die Diskussion weiter fortzuführen und den Beruf Musiktherapeut/in zunehmend im Gesundheitswesen zu etablieren.

Für die Leserinnen und Leser, die an weiterer Literatur zu dem Themenfeld interessiert sind, sollen unsere Rezensionen dienen, die sich an die Artikel anschließen.

Hanna Schirmer

Berlin, 13. August 2011